Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 23 (1919)

Artikel: Zu Robert Walsers neuerem Schaffen
Autor: Wüest, Curt
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-572567

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ders das Urteil über Haggenmachers literarisches Schaffen, wo mit Recht als das tiefste Werk des Dichters und Denkers die Novelle „Vorwärts und Aufwärts" hervorgehoben wird, an die auch an dieser Stelle wieder einmal nachdrücklich erinnert sei. Unsere Zeit dürfte der darin vertretenen Idee der Wiedergeburt der Menschen verständnisvoller gegenübertreten als die damalige, da selbst ein J. V. Widmann sich mit verletzendem Spott gegen das gedankentiefe Werk wenden zu müssen glaubte, weil das Denken und Fühlen des ausgehenden 19. Jahrhunderts unter dem Einfluß der naturwissenschaftlichen Erkenntnisse für derlei Ideen nichts übrig hatte und allzu einseitig mechanistisch-materialistischen Prinzipien huldigte.

Die weitern bemerkenswerten Beiträge in dem inhaltsreichen Jahrbuch können hier nur kurz hervorgehoben werden. Da bietet uns Paul Schaffner eine interessante illustrierte Studie über ein Gemälde Gottfried Kellers aus dem Jahre 1840, das sich in Winterthurer Privatbesitz befindet; Hans Reinharts formschöne Dichtung für Musik „Vineta" ruft nach dem Komponisten; wertvolle Gedichte treffen wir u. a. von Alfred Huggenberger, Karl Sax, Gottfried Bohnenblust — der auch ein paar feinpointierte Sprüche beisteuerte — und Gustav Gamper, dem Vielseitigen, dem das Buch außerdem eine Reihe ganz vorzüglicher Holzschnitte verdankt, von denen mir Walt Whitmans charaktervoller Kopf besonders gefallen hat. Sodann bietet Dr. Piet Deutsch für Lernende und Lehrende gleich interessante „Erfahrungen und Selbstbekenntnisse": „Ueber die Stimmbildung", die auch der Laie mit Vergnügen lesen wird, und das sehr hübsche Schweizer Reisetagebuch des bekannten deutschen Musikers und Komponisten Robert Radecke, dessen um Winterthurs Musikleben verdienter Sohn Prof. Dr. Ernst Radecke die vergilbten Blätter zur Verfügung stellte, wird als musik- und kulturgeschichtliches Dokument aus dem Jahre 1851 nicht nur die Winterthurer Leser zu fesseln vermögen; mit Interesse betrachten wir hier das Bildnis des damals jungen Künstlers, sowie die faksimilierten Erinnerungsblätter, die der Reisende in der Schweiz von Richard Wagner, Theodor Kirchner und Franz Abt erhalten hat. Unter den beigesteuerten Erzählungen möchte ich besonders die ganz allerliebste kulturhistorische Skizze von Max Fehr „Das Gesangsstündlein der Konstabler" erwähnen, aus welcher uns der

Franz Gehri, Hohfluh. **Kinderbildnis.**

Hauch jener „guten alten Zeit" so echt entgegenweht, daß wir vermeinen, die Herren Konstabler und Feuerwerker in Zürich wirklich reden zu hören und zu sehen, wie sie vor dem „Venedigli" in der Enge draußen eine veritable Seeschlacht imitieren, darüber und über anderes bei ihrer Rundfahrt nach der grünen Halbinsel Au ihre Gedanken austauschen und beim Herrn Amtsbürgermeister Escher im Traubenberg zu Zollikon „zur Nießung eines Gläschens Weins ankehren" und eine wohlgelungene Probe ihrer Gesangskunst ablegen, um hernach von Ihro Gnaden dem Bürgermeister über die Gefährlichkeit ihrer Schießerei auf dem See belehrt zu werden, sodaß fortan die Seeschlachten der Konstabler und Feuerwerker in Zürich nicht mehr wiederholt werden. Um ihres schönen ethischen Grundgedankens willen sei auch Gustav Gampers Erzählung „Niklaus, mein Urwaldfreund" noch erwähnt. Nicht nur von lokalem Interesse ist also dieses reichhaltige Winterthurer Jahrbuch; es verdient als wertvolle Gabe die Aufmerksamkeit aller Schweizer, und die „Literarische Vereinigung Winterthur" sei für die schöne Publikation wärmstens bedankt. Vivant sequentes!

Hans Müller-Bertelmann, Frauenfeld.

Zu Robert Walsers neuerem Schaffen.

Mit Bildnisbeilage.

Unter den jungen Dichtern, die das schweizerische Schrifttum auch nach der Blütezeit der Gotthelf, Keller und C. F. Meyer, auch nach der spätern Epoche der

Spitteler, J. V. Widmann und C. A. Bernoulli und den populären Autoren Heer und Zahn im Auslande zu neuer Geltung brachten, steht mit Albert Steffen, Jakob Schaffner und Alexander Castell und neuestens den Pulver, Wiedmer und Edschmid der eigentümliche, ja absonderliche Bieler Poet Robert Walser an erster Stelle. Es sind nun zehn, zwölf Jahre her, daß im Insel-Verlag zu Leipzig sein erstes und vielen bis heute liebstes kleines Buch erschien, das den Titel „Fritz Kochers Aufsätze" trug und mit Zeichnungen von des jungen Dichters Bruder, dem ihm so talentverwandten Biedermeier- und Rokokomaler Karl Walser geschmückt war. Es enthielt in der Tat nichts weiter als Schulaufsätze eines aufgeweckten und gescheiten Buben, im preziös simpeln Stil eines Schulheftes gehalten, dabei aber voll einer Schelmerei und gelegentlich wohl auch empfindsamen Ernsthaftigkeit, wie sie Schulbuben wohl durch die Köpfe gehen, von denen ihr „deutscher Aufsatz" aber selten weiß. Anschließende Abschnitte des Büchleins hießen „Der Kommis" (das war Robert Walser in irgendeinem zürcherischen Bankhause damals), „Der Maler" (das war sein vielgeliebter und bewunderter Bruder), „Der Wald" (hier lagen seine ergiebigsten poetischen Jagdgründe). Das Büchlein machte — nicht in großen, aber beispielsweise in den literarischen Kreisen — starkes Aufsehen; Zürcher Lesezirkelherren spürten dem jungen Talente, das also in der Limmatstadt ein bescheidenes Kommisdasein führte, wohlwollend nach, J. V. Widmann, die Schweizerische Schillerstiftung wollten sich für ihn verwenden: da wurde ihm der Boden zu heiß unter den Füßen, er rückte aus, verschwand buchstäblich spurlos, und erst viel später vernahmen seine perplexen Förderer und Gönner, daß er drei Jahre Lakai in einem schlesischen Landschlosse gewesen war.

Unterdessen war der ältere Bruder in Berlin fast über Nacht zum berühmten Manne geworden. Reinhardt im Deutschen Theater und Gregor in der Komischen Oper ließen von ihm Dekorationen entwerfen, die so neu, so stil- und stimmungsvoll, so echt und schön waren, wie sie das verwöhnte Berlin und die sonstige Theaterwelt noch nicht zu sehen bekommen hatten; eben lag der Reiseauftrag für eine neue Carmeninszenierung vor, die in Spanien skizziert werden sollte: da langte auch der junge Robert aus Schlesien an, wo er mittlerweile, wie er meinte (und auf einer avisierenden Postkarte vorausschrieb), im Teppichklopfen ein genügender Meister geworden war. Und also überließ Karl Walser sein Zimmer und sein Atelier dem Bruder als Wohnung und reiste ab. Robert schloß sich in sein herrliches Quartier hermetisch ein und schrieb in einem Winter und in einem Zug drei große und lange Romane. Sie erschienen — „Die Geschwister Tanner", „Der Gehilfe", „Jakob von Gunten" — alle in Kürze bei Bruno Cassirer in Berlin und machten Robert Walser beinahe ebenso über Nacht beinahe ebenso berühmt, wie es Karl geworden war. Die Revuen und Feuilletons stritten sich um seine Essays und kleinen Plaudereien, die in jener Zeit wohl fast täglich zahlreicher, aber naturgemäß nicht entsprechend sorgfältiger und reifer, sondern gelegentlich spielerisch und unbedeutend wurden; dann kam eine gewisse Reaktion: im schnellen Berliner Tempo wurden neue Sterne entdeckt und Robert Walser gezwungen, seltener und intensiver zu funkeln. Dies geschah in den „Gedichten", die mittlerweile bei Bruno Cassirer herauskamen, sodann in „Aufsätzen", „Geschichten" und „Kleineren Dichtungen", die Kurt Wolff in Leipzig verlegte.

Da kam der Krieg, und Robert Walser ist in die Schweiz zurückgekehrt, und die Heimat, die um sein Berliner Glück und Ende kaum Näheres gewußt und erfahren hatte, bekam nun ab und zu in der „Neuen Zürcher Zeitung" und in unsern verschiedenen Monatsschriften die eigentümlichen kleinen Prosastücke vorgesetzt, wie sie vordem „Kunst und Künstler", die „Neue Rundschau" und die „Schaubühne" geschmückt hatten. Heute liegen diese zerstreuten Arbeiten in zwei neuerlichen Sammlungen vor, die wir im folgenden etwas näher mustern möchten: in einem Bande „Kleine Prosa" im Verlag von A. Francke in Bern und in einem weitern, „Poetenleben", im Verlag von Huber & Co. in Frauenfeld *).

*) Vgl. darüber auch „Die Schweiz" XXI 1917, 670/72. A. d. R.

Es sind eigentümliche und absonderliche Bücher, und das Stück Vorgeschichte war nötig, sie recht zu verstehen und genügend Interesse zu verspüren, um eine gewisse Schrullenhaftigkeit, auch eine gelegentlich nicht ganz unbedingte Qualität bei ihrer Lektüre in Kauf zu nehmen und doch ohne Vorurteil zu ihrem guten und echten und vor allem so selten poetischen Kern durchzudringen. Wenn dabei im Gebiet der darstellenden Kunst eine „prima Malerei" eine Empfehlung ist und manches Entzücken des Kenners auslöst, bei dem der Laie mitunter nicht ganz mitkann: möchten wir hier bei Walser entsprechend auch in den kleinsten Studien und Versuchen von einer ganz „prima Schriftstellerei" reden. Dieser junge Poet ist ein eminenter literarischer Handwerksmann, ein Unikum in einer Zeit, die vorläufig noch immer geniales Pfuschen neben ernstlicher sauberer Technik gelten läßt. So erfüllt sein Schaffen neben dem persönlichen Gestalten eine stilistische Mission; möge sein Wirken im jungschweizerischen Schrifttum auf gutes Erdreich fallen!

Franz Gehri, Hohfluh. **Alter Mann.**

Die „Kleine Prosa" umfaßt etwa zwanzig Stücke recht verschiedenen Charakters. Zunächst werden, wie sonst etwa lyrische Dichtungen in Musik, tatsächlich ausgeführte Wandmalereien Karl Walsers, die das „Leben eines Dichters" veranschaulichen, in hübsche kleine Prosakapitel transponiert, ein echtes Robert Walser-Unternehmen. Zart und innig wird die Jugend gestaltet, bedeutungsvoll die erste Reise angetreten, mit Vehemenz meldet sich die erste Liebe. Die Enttäuschung — psychologische Folgerichtigkeit ist neben seinem subtilen Stil Walsers Stärke — führt zum Trost in dichterischen Träumen. Dachkammer, Manuskripte, Unsterblichkeit ... Es folgen nach dieser schwärmerischen Ouvertüre lustige, gutmütige, ironische und manchmal auch halbwegs ernsthafte „Plaudereien" und ähnliche Fragmente. Sie befassen sich mit dem „ziemlich verwahrlosten" Daherkommen junger Dichter, ihrer Vorliebe für „hocherhobene aussichtsreiche Dachstuben", ihrer Tapferkeit im Nichtheizen, ihrem Talent zum Stiefelputzen und Spinngewebeentfernen (man merkt den Unterton solcher Lustigkeit); es folgen Stücke, die in Johann Peter Hebels „Schatzkästlein" stehen könnten, andere, die an Heinrich von Kleists Anekdoten erinnern, dritte, die augenscheinlich grüblerische und quälerische Konfessionen sind. Dann fehlt es nicht an Scherzosätzen; „Basta" und „Na also" etwa sind von wahrer Ausgelassenheit, fast eine Art Seiltänzereien, Stiletüden eines Akrobaten und Jongleurs, wenn man will Feinschmeckereien, wenn man will Seifenblasen. Seltsam entwickelt sich die Lebensgeschichte „Fritz", eines der seltenen Stücke, in denen Walser (übrigens nicht anders als etwa einen Kaninchenrücken) ein erotisches Thema streift. Es folgt ein literarisches Zwischenspiel, das, zu Dickens und Hauff gewendet, keinen Treffer bedeutet. Die zweite Hälfte des Buches füllen vier größere Fragmente: „Louise", „Der Student", „Dr. Franz Blei" und „Tobold", die no-

vellistischen Charakter tragen und ernster und tiefer gearbeitet sind: so, als hätte sich ein etwas allzu leichtes Talent auf würdigere Gegenstände besonnen. „Dr. Franz Blei" glossiert mit stillem Lächeln die Zürcher Erlebnisse, „Tobold" berichtet mit wunderbarer Feinheit von den schlesischen Dienerjahren. Ja, dieser Lakai hatte besondere Augen, und sein ehemaliger Herr würde ihn wohl mit Vergnügen also urteilen hören:

„Der Graf gehörte zu den Leuten, die sich aus teils angeborener, teils anerzogener Neigung härter, böser und häßlicher darbieten, als wie sie im Grunde sind, während man demgegenüber niedere Seelen sich vielmals beeilen sieht, menschlich und lieblich zu erscheinen, weil ihnen aus weichlichem, mitleidigem Benehmen irgendein Vorteil erwächst. Der Graf verachtete derlei Manöver, er hatte nicht nötig, eine Miene zu machen, wie wenn er der Heiland sei. Leute wie mein Graf verschmähen jede Täuschung; nichts Unsauberes, nichts Dumpfes und Dampfiges, nichts Schwindlerisches, Verräterisches, Scheinheiliges, Heuchlerisches ist an ihnen. Sie sind wahrhaftig in gar mancher Hinsicht durchaus nicht lieb und durchaus nicht süß, dafür kann man sich aber auf ihr Aussehen und Auftreten verlassen. Ihre Erscheinung verspricht nicht allzuviel Schönes und Gutes, betrügt und hintergeht aber darum auch umsoweniger. Nur hie und da fällt vielleicht aus ihrem harten bösen Mund ein Wort, das schön, gut und kostbar ist wie Gold, und alsdann merkt man plötzlich, wer und was sie sind."

„Poetenleben" hat Walser seine andere und neueste Sammlung kleiner Prosastücke überschrieben. In ihr hält er sich entschieden wiederum nicht an den altjüdischen Brauch, erst den kostbaren und dann alsgemach etwa den geringern Wein zu spenden: der Beginn ist eher trocken und spröde gehalten, und nach dem siebenten, achten Stück fragt man sich mit einigem Verwundern, ob man sich nun wohl das ganze Buch mit diesen Landstraßenerlebnissen, in denen immer flott jungenhaft marschiert, etwas strapaziertes Schuhwerk und abenteuerliche Kleidung getragen und zuletzt irgendein mehr oder weniger argwöhnischer Polizist passiert wird, werde unterhalten müssen. Die Wanderung nach Würzburg bringt wenigstens einige szenische Belebung in das stereotype Thema; neben dem wiederum „süditalienischen" Wanderanzug, einer Art „Turnerschuhe aus Segeltuch" und dem „grünen, scharfbewaffneten, im übrigen aber höflichen und menschenfreundlichen Landjäger" wird plötzlich der Dichter Dauthendey sichtbar — erhält allerdings nur wie früher etwa Widmann oder Franz Blei eine dekorative Statistenrolle, während der Gegenstand allen Interesses, aller fast bis zur Selbstzärtelei getriebenen und nur durch die rückhaltlose Offenheit erträglich gemachten Beobachtung und Betrachtung der immer gleiche Wanderbursche, Springinsfeld und neuerliche Taugenichts bleibt.

Es geht fünf Landstraßenstücke weiter – wobei in der „Indianerin" *) ein scheuer Blick auf eine elegante Hotelterrasse geworfen wird, das „Sommerleben" aber eine wahre Psychologie ausschweifend vergnüglicher Sorglosentage fängt — da bringt die kleine Novelle „Marie" den ersten ernstlichen Akzent des Buches. Marie, ein romantisch schönes Emmentalermädchen, wird traumhaft schwärmerisch gestaltet; die kluge und bürgerlich gebildete Frau Bandi, gleichzeitig des (uns wohlbekannten) „Zimmermieters" Freundin, weiß indes mit ihrer abenteuerlichen und „naturhaften" Erscheinung nichts anzufangen. Umsomehr der vergnügte, doppelseitig engagierte Liebhaber: in der problematischen, aber sich ohne Erschütterungen lösenden Dreieckstellung liegt der besondere Reiz dieses größern Prosastückes.

Und nun wird nochmals auf Tobolds Leben zurückgegriffen: also jene schlesische Dienerepoche in Walsers Leben, aus der noch Wesentliches nachzutragen zu sein scheint. Viele der angeführten Züge und Erlebnisse entsprechen zwar dem „Tobold" der „Kleinen Prosa"; anderes ist artig variiert, erhält wohl auch in neuer Beleuchtung ein neues Gesicht: so die ganze Lakaigastrolle an sich, indem der seltsame Diener den Besuchern des Schlosses gelegentlich „wie eine Art Sehenswürdigkeit" gezeigt wird und also doch wohl in gewisser Weise durchschaut worden sein

*) Erstmalig abgedruckt in unserer „Schweiz" XIX 1915, 150 f. A. d. R.

dürfte. Damit ist der Zugang zu weitern persönlichen Angelegenheiten gegeben; sie werden im „neuen Roman", im Exkurs „Das Talent" munter und schrullig erörtert. Dann eröffnet das wieder novellistisch gehaltene Fragment „Frau Wilke" einen letzten und wertvollsten Abschnitt des Buches: der Ausdruck wird heute verständlich sein, daß eine Art „Girardi-Kunst" darin sichtbar wird. Mit dem Dichter „stand es nicht gut". Er flüchtet in eine Umgebung, die mit seiner seelischen Trübung übereinzustimmen scheint, und mietet sich ein Stübchen bei Frau Wilke. Diese stirbt in Kürze in Mangel und Vereinsamung. Er steht, selbst ohne jeden äußern Halt, in der verlassenen Wohnung, und „da mir so eigentümlich zumut war, kam ich mir selber beinahe wie gestorben vor, und das ganze inhaltreiche Leben, das mir so groß und schön erschien, war dünn und arm zum Zerspringen". Doch nach einer Weile faßt ihn „das Leben bei der Schulter" und schaut ihm „mit wunderbarem Blick in die Augen". „Die Welt war lebendig wie immer und schön wie in den schönsten Stunden." In solcher Stimmung verfaßt Walser das „Zimmerstück" vom wackligen rostigen Nagel und darangehängten alten Regenschirm, die „Rede an einen Ofen", der ihn mit seiner „ofenplattenhaften Ruhe" herausfordert, die „Rede an einen Knopf", dem er für seine bescheidene, treue, auf keinen Dank erpichte Dienstleistung verdientes Lob erteilt, und sehr wohl schließen hier auch die zwei „kleinen Prosastücke" an, die einem Arbeiter als Autor zugeschoben werden und die in einem Hymnus auf die gelassene goldene Mitte schließen. „Wilde Liebe steht bei wildem Haß, wilde Lust bei ebensolcher Trauer. Wo Vernunft ist, da ist alles gebändigt, und alles ist sanft, geduldig und verständig."

Aber die Poesie? möchte man hier zweifelnd einwerfen. Verehrter Robert Walser, ist die Vernunft, die gelassene Ruhe auch der Eingang und Ausgang Ihres — in all seinen krausen Fügungen mühsam genug einigermaßen festgehaltenen, dargestellten und damit explizierten — Poetenlebens? Der Name Girardis, des großen Wiener Menschengestalters, ist genannt worden. Auch er schuf bürgerliche Typen von beschränktem geistigem und psychischem Ausmaß und ergriff damit das einfache Volk wie die kompliziertern, gebildeten Naturen.

Es bleibt dem spießbürgerlichen Roman vorbehalten, Fürsten und Könige in Bedrängnis zu führen, um damit die Herzen der Dienstmägde in Erregung zu bringen. Robert Walser, als wahrer Künstler, stellt einen Lakai in Szene; doch um ihn mag sich wohl jedes menschlich fühlende Herz bekümmern. Denn dieser Lakai — oder Landstreicher, oder Student, oder Poet — hat einen goldlautern Charakter, hat die lautlose, innerliche, selbstverständliche Lebenstapferkeit, hat Gemüt und Seele.

So steht in diesen beiden neuen Walser-Büchern viel Krimskrams und Allotria, da sind viele Studien unfertig geblieben, und manches ist aufgegeben, weil es in den ersten grundlegenden Strichen falsch angefaßt worden war. Aber aus allem Geranke und Schlingpflanzengewächs — das absichtlich von der Schere nicht gestutzt erscheint, weil Robert Walser seine Dichterlaube nicht an die Straße verpflanzen möchte — schaut ein feines, ernstes, tapferes Gesicht. Man blättert in diesen Büchern und erntet manchen Zuspruch, manche Bestärkung. Das Leben schaut einem auch daraus „mit wunderbarem Blick in die Augen".

Dr. Curt Wüest, Zürich.

Cristoforo und Nicolao da Seregno,

zwei Tessiner Maler des 15. Jahrhunderts.

Mit insgesamt achtzehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Mehr als ein halbes Jahrhundert ist verflossen, seit Prof. J. R. Rahn die alten Kirchen und Klöster des Kantons Tessin besuchte, und heute noch sind seine Aufzeichnungen von damals so wertvoll, daß die Neuausgabe seiner „Wanderungen im Tessin" einem längst gehegten Bedürfnis entsprach[1]). Doch auch die Tessiner

[1]) Joh. Rudolf Rahn, Wanderungen im Tessin, neu herausgegeben von Lieut. Largiadèr. Zürich, Arnold Bopp, 1917.